

Predigt zum 4. Sonntag nach Epiphania

(29. Januar 2017 – St. Michael Wolfratshausen)

Das große Thema der Epiphaniasezeit ist die Wirkung des Evangeliums von Jesus Christus auf die Welt. Die Hoffnung, die durch Christus in die Welt gekommen ist, breitet sich aus wie das Licht, das um diese Jahreszeit langsam die Finsternis vertreibt, bis sie die ganze Welt erfüllt. In diesem Zusammenhang steht auch die Lesung, die wir gehört haben [1.Kor 1,4-9]: Am Beginn seines ersten Briefs an die Gemeinde in Korinth dankt Paulus Gott für den Glauben und die Gaben, die den Menschen in dieser Stadt zuteil geworden sind – wenige Jahre, nachdem Paulus selbst auf einer Missionsreise die Anfänge des Christentums in Europa ermöglicht hatte.

Genau wie Paulus hat schon Jesus selbst den Erfolg seines Wirkens nie einfach seiner eigenen Leistung zugeschrieben. Auch er hat immer wieder betont, dass die Wirkung aller Verkündigung allein in Gottes Macht steht. Als Bild dafür hat er immer wieder auf die Natur verwiesen und den Glauben verglichen mit den Pflanzen, die den Menschen vertraut waren: mit einem Feigenbaum oder einem Senfkorn, mit den Reben des Weinstocks oder mit den Ähren und ihrem Wachstum von der Saat bis zur Ernte. In der christlichen Tradition sind uns diese Bilder so vertraut geworden, dass auch wir ganz selbstverständlich vom „Wachsen“ der Gemeinden und des Glaubens und von seinen „Früchten“ sprechen und diesen Sprachgebrauch auch auf andere Sachverhalte übertragen.

Besonders den Vergleich mit dem Acker und dem darauf keimenden und wachsenden Weizen hat Jesus für mehrere Gleichnisse herangezogen: Am bekanntesten ist wohl das Gleichnis vom Sämann, der seinen Samen ausstreut. Einen Teil fressen die Vögel, ein Teil verdorrt auf dem Weg, ein Teil wird von Dornen erstickt; aber der verbleibende Rest geht auf und trägt so viel Frucht, dass sich trotz allem die Mühe gelohnt hat. Dieses Gleichnis wird uns in den drei Evangelien nach Mt, Mk und Lk überliefert. Im ältesten, dem Markusevangelium folgt noch im selben Kapitel ein weiteres Gleichnis: Es handelt von dem Bauer, der nach der Saat voller Gelassenheit auf die Ernte wartet – im Vertrauen auf das von Gott geschenkte Wachstum, das sich ganz von selbst einstellt, ohne dass der Landmann etwas dazu tun könnte.

Jesus selbst und die ersten Christen waren – das spüren wir beim Lesen und Hören dieser Gleichnisse – voller Vertrauen auf die vielfache Frucht, die die Verkündigung der frohen Botschaft tragen würde – und das wie von selbst, ohne dass man dazu viel beitragen könnte oder müsste. Doch dieses Vertrauen muss in den ersten Jahrzehnten des Christentums merklich gelitten haben; nicht nur von außen wurden die Gemeinden immer heftiger angefeindet und verfolgt, sondern auch Probleme und Zwietracht der Christen untereinander erschütterten das Zutrauen der Gläubigen zu diesem „automatischen“, geschenkten Erfolg mehr und mehr. Auch der erste Korintherbrief behandelt unmittelbar nach dem Abschnitt, den wir als Lesung gehört haben, Spaltungen innerhalb der christlichen Gemeinde von Korinth, die Paulus zu schlichten versucht. So ging den Menschen der anfängliche Optimismus immer mehr verloren und sie begannen, sich Fragen zu stellen, die vielleicht auch uns vertraut sind: Ist es angesichts der offensichtlichen Schwierigkeiten und Probleme nicht naiv, das Wachstum des Glaubens und der Gemeinde ganz in Gottes Hand zu legen? Müssen wir nicht, damit die Saat Gottes gedeihen kann, seine Gemeinde rein halten von allem Unglauben und Unrecht? Müssen wir nicht in seinem Sinne gegen all die einschreiten, die das Wachstum seines Reiches und seines Friedens behindern?

Das Gleichnis von der selbstwachsenden Saat ist deshalb bei Matthäus und Lukas nicht mehr zu finden, obwohl beide fast alle Gleichnisse des Markusevangeliums übernommen haben. Matthäus setzt stattdessen an seine Stelle ein anderes Gleichnis, das das Bild der Natur und ihres Wachstums „wie von selbst“ durchbricht und so auf die Verunsicherung und den Zweifel der Menschen Antwort geben möchte:

Jesus sprach in einem Gleichnis: Das Himmelreich gleicht einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säte Unkraut zwischen den Weizen und ging davon. Als nun die Saat wuchs und Frucht brachte, da fand sich auch das Unkraut. Da traten die Knechte zu dem Hausvater und sprachen: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Er sprach zu ihnen: Das hat ein Feind getan. Da sprachen die Knechte: Willst du denn, dass wir hingehen und es ausjäten? Er sprach: Nein! damit ihr nicht zugleich den Weizen mit ausrauft, wenn ihr das Unkraut ausjätet. Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte; und um die Erntezeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, damit man es verbrenne; aber den Weizen sammelt mir in meine Scheune. [Mt 13,24-30]

Auch in diesem Text, liebe Gemeinde, geht es um Saat, Wachstum und Ernte; doch hier wird nicht einfach auf selbstverständliche Erfahrungen mit der Natur verwiesen, sondern hier wird ein

ungewöhnliches Geschehen beschrieben, das die Hörer von damals nur verstehen konnten, weil ihnen die auftretenden Figuren als traditionelle Metaphern aus der jüdischen Literatur vertraut waren: Der *Feind*, das war der Teufel, der *Hausherr* ist Gott und seine *Knechte* die Frommen. Das Bild der *Ernte* stand in vielen Texten für das Gericht Gottes, und die *Schnitter*, die es ausführen, waren natürlich die Engel. Sie würden am Tag des Gerichts zunächst das Böse vernichten; danach bekämen dann die Frommen ihren verdienten Lohn ewiger Gemeinschaft mit Gott. Erst in dieser Deutung ist verständlich, warum zuerst das Unkraut und erst danach das Getreide gesammelt wird – genau umgekehrt wie bei einer normalen Ernte.

Soweit ist die Botschaft des Gleichnisses klar: Die Saat Gottes wächst zusammen mit Unkraut, das der Teufel dazwischen ausgesät hat. Jeder Versuch, das Unkraut auszureißen, würde auch die Saat zerstören. Darum muss es Gott selbst überlassen bleiben, am Ende der Zeit „die Spreu vom Weizen zu trennen“. Schwieriger ist es, zu bestimmen, wer mit *Spreu* und *Weizen* gemeint ist: In der jüdischen Literatur standen diese Begriffe gewöhnlich für die Heidenvölker und das Volk Israel. Jesus oder die erste Gemeinde hat das Unkraut wohl neu gedeutet als den nichtchristlichen Teil Israels und damit begründet, warum Christus und seine Jünger nicht eine streng geschlossene Gemeinschaft bilden wollten, sondern die Gesellschaft von Zöllnern, Sündern und Heiden ertrugen! Für Matthäus und seine Zeitgenossen bestand dieses Problem nicht mehr; notgedrungen hatten sich die christlichen Gemeinden nach außen fest abgeschlossen unter dem Druck der Verfolgung. So versteht er das Gleichnis anders; wenige Verse nach unserem Text folgt eine Deutung, die als Unkraut diejenigen Mitglieder der Gemeinde selbst sieht, die Böses tun und andere zum Abfall vom Glauben verführen.

Liebe Gemeinde, es ist wohl kein Zufall, dass gerade diese Unterscheidung von *Spreu* und *Weizen*, also von Guten und Bösen, immer wieder überdacht werden musste. Eben weil wir uns so schwer tun, hier klar eine Grenze zu ziehen, muss ja die endgültige Trennung die Sache Gottes bleiben! Deshalb widerspricht es dem Sinn dieses Gleichnisses auch nicht, wenn wir noch einen Schritt weiter gehen und mit Martin Luther erkennen, dass die Grenze zwischen Gut und Böse überhaupt nicht zwei Gruppen von Menschen unterscheiden lässt, sondern mitten durch jeden von uns geht. Jeder Mensch, und wirke er noch so fromm und rein, hat auch seine Schattenseiten; und jeder noch so schlimme Unmensch hat vielleicht auch irgendwo einen Rest von Liebe oder Güte in sich, auch wenn das manchmal nur schwer zu glauben ist! Gott sei Dank, liebe Gemeinde, ist es nicht unsere Sache, darüber zu richten.

Lasst beides miteinander wachsen! Das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen hat trotz seiner uns fremden Metaphern und seiner mythologischen Vorstellungswelt mit Teufel und Engeln nichts an Aktualität verloren. Denn es betrifft unser Wesen als Menschen, und das in doppelter Hinsicht: Einerseits geht es uns doch immer wieder wie den Knechten im Gleichnis bzw. den Menschen in der Gemeinde des Matthäus: Ob in Fragen der Religion und Weltanschauung oder auch bei anderen Anliegen, von denen wir überzeugt sind: Je mehr wir uns für den Erfolg und das Gelingen eines Vorhabens einsetzen, desto schwerer fällt es uns, das *Unkraut* zwischen den wachsenden Pflänzchen zu ertragen, also Gegenkräfte, Widerstände und Verzögerungen auszuhalten. Je wichtiger uns eine Angelegenheit ist, desto eher versuchen wir, sie durchzusetzen – „mit Gewalt“ sozusagen, meistens im übertragenen Sinn, manchmal auch allzu wörtlich. Immer wieder müssen wir beobachten: Gerade aus „bestem Willen“, aus Idealismus, sind Menschen nicht nur zu höchstem Einsatz bereit, sondern handeln mit einer Rücksichtslosigkeit, die über Leichen geht. Gleich ob in Beruf oder Politik, in der Erziehung der eigenen Kinder oder in einem Kirchenvorstand: Wahrscheinlich kennt jeder von uns solche Verhaltensweisen – im Großen oder Kleinen – von sich selbst am besten. Und andererseits passt der Vergleich mit der Verletzlichkeit von Pflänzchen eben doch sehr gut auf unser menschliches Zusammenleben: Wer wüsste nicht bei ehrlichem Nachdenken, wie viel größer der Schaden für unser Zusammenleben in aller Regel ist, wenn einer allzu geradlinig sein Ziel im Auge behält und nicht mehr merkt, was er anderen damit antut. Behutsamkeit, Toleranz und Geduld, wie unser Gleichnis sie uns zumutet, sind nicht willkürlich auferlegte Pflichten, sondern im Grunde wissen wir alle, dass nur so menschliches Leben miteinander möglich ist, eben weil keiner von uns so klar sagen kann, dass er mit dem Unkraut nichts zu tun hätte.

Lasst beides miteinander wachsen! Erträglich ist diese Toleranz, die trotzdem am Unterschied von Spreu und Weizen festhält, nur unter einer Bedingung: Sie muss getragen sein vom Vertrauen darauf, dass Gott selbst die Spreu vom Weizen scheidet wird. Nur dann ist sie nicht in Wahrheit Gleichgültigkeit, wenn sie sich darauf verlässt, dass das Gute siegen wird, auch ohne dass wir es mit Gewalt durchsetzen. Nur *von guten Mächten wunderbar geborgen* können wir es uns leisten, so großzügig zu sein, wie es für ein wirkliches Miteinander-leben notwendig ist. Darum lasst uns vertrauen auf die Worte des Apostels Paulus, die wir als Lesung gehört haben: *Gott ist treu, durch den ihr berufen seid zur Gemeinschaft seines Sohnes Jesus Christus, unsres Herrn. AMEN*